

## **Unser Verhältnis zur Natur ist bedroht.**

ein Essay von Lothar Tolks

So schön die Natur auch ist - weil wir wenig Kontakt haben, ängstigt sie uns auch. Jeder mag Natur – solange Parkplätze, asphaltierte Wege und Restaurants da sind. Ungezähmte Landschaften ängstigen uns.

Unser Verhältnis zur Natur erinnert an einen Besuch im Zoo. Wir stehen vor dem Zaun, das Objekt unserer Neugierde dahinter. Oder umgekehrt? Nach wenigen Stunden wenden wir uns ab und gehen nach Hause. Als ob wir mit all dem nichts zu tun hätten.

Die ursprüngliche Einheit von Natur und Mensch löst sich auf. „Wir leben von der uns umgebenden Natur und sind auf ihre Nutzung angewiesen. Gleichzeitig stellen wir uns denkend der Natur gegenüber“, befand Luis Töchterle, der frühere Jugendreferent des Österreichischen Alpenvereins, 2001 in seinem Aufsatz „Jugend und Natur – eine Entfremdung?“. Dabei sei alles ganz anders gedacht gewesen: „Der Mensch jedenfalls ist selbst ganz und gar Natur, nichts an ihm ist außerhalb dieses Ganzen.“

Was ist passiert? Da ist der – oft genug romantisierende – Wunsch vieler Menschen nach mehr Nähe zu Wald und Flur. Nach sauberer Luft, nach mehr Bio und wilder Tierwelt. Diese Sehnsucht paart sich jedoch regelmäßig mit dem Gefühl des Unwohlseins, sobald uns die Natur mehr als erwartet auf die Pelle rückt.

Die aktuelle Hysterie angesichts des Wiedereinzugs von Wölfen in unsere Wälder ist ein Beispiel dafür. Die Rede ist derzeit von rund 500 Tieren, die sich über die deutsche Waldfläche von mehr als 11 Millionen Hektar – sie bedecken fast ein Drittel Deutschlands – mit ihren rund 90 Milliarden Bäumen verteilen. Die Tiere sind Anlass für Schaf- und Ziegenzüchter, Forstleute, Tourismusmanager und nicht zuletzt Bewohner ländlicher Gebiete, den Notstand auszurufen und zum Halali zu blasen.

Dabei wird kaum einer von ihnen jemals einen Canis Lupus in freier Wildbahn zu Gesicht bekommen – und wenn doch, muss er oder sie sich dafür schon große Mühe geben. Denn der Wolf meidet die Nähe des Menschen und versteckt sich in aller Regel tief im Wald, die von ihm ausgehende Gefahr ist minimal. Und wenn die grauen Jäger auf Beutefang gehen, erlegen sie am liebsten Wild – Rehe oder Wildschweine zum Beispiel, von denen es so viele gibt, dass sie nach der Auffassung von Jägern vermehrt geschossen werden müssen.

Der Wolf gefährdet also den Wildbestand nicht, sondern könnte vielmehr helfen, ihn auf natürliche Weise zu regulieren. Schafe, Ziegen oder Hühner wird er ebenfalls nicht in existenzbedrohendem Ausmaß wildern, obwohl der Verlust auch einzelner Tiere für Landwirte, Züchter oder Hirten schmerzhaft ist.

Weshalb aber versetzt uns die Rückkehr von Wolf & Co. dennoch in Angst und Schrecken? Vielleicht, weil uns ihr Anspruch auf ein Stück Wildnis daran erinnert, dass wir der Natur etwas schuldig sind: Rücksichtnahme, Wiedergutmachung, Enthaltensamkeit. Denn der Raum, den wir Tieren und Pflanzen zugestehen, wird immer kleiner. Täglich werden in Deutschland Grünflächen in der Größe von etwa 100 Fußballfeldern der Natur entzogen, damit Verkehrswege, Wohnhäuser, Fabriken und Geschäftsgebäude entstehen können. Viele dieser Projekte bedeuten mehr Lebensqualität, technischen Fortschritt und wirtschaftliches Wachstum. Aber machen wir uns bei alledem Gedanken über ein gedeihliches Auskommen mit der Natur? Muss der Raubbau nicht Grenzen haben, schaffen wir genügend Ausgleich zum alltäglichen Verlust von Gewässern, Wiesen und Wäldern?

### **Es fehlt Bereitschaft zum Verzicht**

Sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen und daraus Schlüsse für aktives Handeln abzuleiten, bedeutete Bereitschaft zum Verzicht: auf das nächste Stück Autobahn, das neue Baugebiet in der Flussaue, den nächsten Großflughafen. Oder im kleineren Maßstab: auf die Zweitgarage, den Pool im XXL-Format, die Zusatzterrasse hinter dem Haus. Bereits 1998 hat der Hamburger Erziehungswissenschaftler Ulrich Gebhard auf einen grundlegenden Wandel in unserer Einstellung zur Natur hingewiesen. „Während in der klassisch romantischen Auffassung noch Natur als schützenswerte Kulturlandschaft verstanden, Natur und Mensch also wenigstens prinzipiell als Einheit gedacht werden, setzte sich in den letzten Jahren zunehmend eine Tendenz durch, Natur unabhängig vom Menschen zu definieren. Der Mensch wird jetzt immer mehr als ‚Störfaktor‘ einer an sich ‚freien‘ und ‚wilden‘ Natur gesehen, die vor ihm geschützt werden muss“, schrieb der Professor in seinem Standardwerk „Kind und Natur. Die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung“.

Das distanzierte Verhältnis zu unserer Umwelt erlaubt uns zu entscheiden, wie viel davon wir hinzunehmen bereit sind. Es ist eine Entfremdung in großem Stil, die einseitig den Nutzen, nicht aber die Kosten berücksichtigt. Die Straße, die mitten durch den Wald gebaut wird, trotz uns kaum ein schlechtes Gewissen ab, weil wir sie mit größerem Nutzen verbinden als die Vorzüge und Funktionen, die ein unberührter Forst bietet. Der in den vergangenen Jahrzehnten in unsere Breiten zurückgekehrte Biber aber, der seinem Instinkt folgend Bäume fällt, muss dringend gebändigt werden: ein Schädling! Die Schnellbahntrasse wiederum, die in die Landschaft gefräst wird, gilt als Meisterwerk, das unsere Mobilität sichert. Wen interessiert, dass sie Lebensraum zerstört?

Die zunehmende Distanz weckt zwar gleichzeitig unser Interesse an der Natur, schafft aber nicht mehr Nähe. Städter zieht es in ihrer Freizeit massenhaft ins Grüne, der Wald ist eines der beliebtesten Ziele beim Sonntagsspaziergang. Berge und Täler, Flüsse und Seen können sich kaum retten vor Ausflüglern. Doch wie im Zoo bestaunen wir einen Exoten. Es ist ein Genuss mit Rückfahrkarte – schließlich geht es bei solchen Berührungen stets um eine Umwelt, die sich menschlichen Bedürfnissen unterwirft.

„Vor allem die gezähmte Natur ist schön“, befindet Gebhard. Also eine ohne Bär und Wolf,

ohne Insekten und Gräser, ohne schlammige Wege und ungesichertes Gelände. Diese „Natur“ besteht aus asphaltierten Pfaden, bequemen Seilbahnen, großzügigen Parkplätzen und reichlich Einkehrmöglichkeiten. Und der rasche Rückzug in die heimische, keimfreie Betonwelt muss gesichert sein, sobald wir wieder genug haben vom Kontakt zu Feld, Wald und Wiese.

## **Eifrige Bürokraten**

Auch der Braunbär Bruno war eher harmlos. Der Migrant aus Südtirol hatte sich 2006 in die bayerischen Alpen verirrt und gewagt, dort einige Schafe, Kaninchen und Hühner zu reißen.

Von eifrigen Bürokraten wurde er rasch als „Problembär“ gebrandmarkt und schließlich von Einheimischen erschossen. Ein einzelner Bär als tödliche Gefahr für einen ganzen Landstrich, für Mensch und Tier? Warum wird ein Lebewesen, das kein guter Jäger ist und sich vornehmlich pflanzlich, eher selten von Fleisch und niemals von Menschen ernährt, zu einer immensen Bedrohung stilisiert, die möglichst schnell aus der Welt geschafft werden muss?

Bruno war der erste Bär seit 170 Jahren, der in Bayern gesichtet worden war. Eigentlich ein Grund zur Freude. Bevor sich jedoch die Erkenntnis durchsetzen konnte, dass die Natur ganz offensichtlich ein Stück Lebensraum zurückerobern wollte, der an Skipisten, Sessellifte und Berghotels verloren gegangen war, wurde ihr Protagonist verteufelt. Hoteliers, Wirte und Liftbesitzer hatten kein Interesse an einer tieferen Diskussion über das Thema. Also weg mit dem Störenfried! Die Frage, wie Mensch und Bär friedlich miteinander auskommen könnten, wurde lieber nicht erörtert. Und von den Prospekten nicht nur der bayerischen Urlaubsregionen lacht die wunderbare, heile Bergwelt.

Möglicherweise gibt es eine angeborene Liebe des Menschen zur Natur, wie der Biologe und Evolutionstheoretiker Edward O. Wilson befindet. Doch das Bewusstsein, dass der Mensch selbst ein Stück Natur ist und weder deren Herrscher noch ihr Kontrolleur, ist nicht sehr verbreitet. Vielmehr werden Wildheit und Vielfalt von vielen Zeitgenossen als Bedrohung empfunden und nicht als Bereicherung. Dabei bedarf die Verbindung zum Lebendigen fernab der Betonwelten dauerhafter, intensiver Pflege. Nicht nur für ein paar Stunden im Zoo.

©Copyright Südwest Presse Ulm